

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Honorarforderung des Herrn Doktor Schaller. Eine Geschichte aus dem heimischen Bauernleben. Von Hans Brandeck

[urn:nbn:de:bsz:31-337437](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337437)

Große, aber auch das Kleine und Kleinste im Weltganzen sinnvoll einfügt, dieser Glaube gab auch uns Überlegenheit und Sicherheitsgefühl. Der einzelne wurde klein und kleiner, gemessen an den Erscheinungen, die in Europa und in der ganzen Welt an uns vorüberrauschten, so klein in seinem Leid, daß er selbst darüber vergnüglich schmunzeln mußte, wenn er es in den Ablauf der Gesamtentwicklung hineingestellt sah. Alles Persönliche trat zurück in der Hingabe ans Ganze als gesteigerte Selbstbehauptung. So sahen wir denn das Bild Hebels in seiner Besonnenheit, auch in seiner Beschränkung. Da fehlte aber auch jeder Nervenkitzel. Seine einfachen Geschichten können beim Leser niemals nur den Schatten der Spannung erzeugen wie einer der üblichen Zeitungsromane. Sie haben viel zu viel Ruhe und Überlegenheit dafür, sie führen aber dagegen wohl zum Höchsten, zu Gott, und geben die Einbettung der Menschenseele in dieses Unnennbare, aber ohne alles Drum und Dran einer wortreichen Verstandeskunst und doch kann auch diese nicht weiter. Weltumwälzende Aufgaben auf politischem Gebiet sind nie des Dichters Ziel gewesen. Seine herzlich einfachen Geschichten taten wohl in dem undurchschaubaren Gewirr der Gefangenschaftsjahre. Wenn wir aber einmal eine schwere

Stunde hatten, womöglich von der drückendsten aller Einsamkeiten gequält wurden, von der unter vielen allzu vielen, wenn wir zerfallen waren mit den Menschen und mit uns selbst, dann schlugen wir Hebel auf, irgendeine Seite. Was wir fanden, war Befreiung. Wurden wir doch selbst hineingestellt in das zeit- und raumlose Geschehen, sahen da im großen Ablauf unsere Nichtigkeit und konnten lachen über uns selbst. Das wieder aber hat uns die Kraft gegeben, Gefangenschaft, Elend und Wirrwarr zu ertragen, weil wir all das als etwas Vergängliches nur sahen und bei Hebel den Glauben gelernt hatten an ein Ziel in der Gemeinschaft. Drum steht in dem Büchlein neben dem Stempel P. C. 8 (Gefangenenlager Nr. 8) P. o. W. Nr. 578 (Kriegsgefangener Nr. 578) als bescheidener und kleiner Dank in einer Abart der alemannischen Mundart:

Du lieb klei Buechli,
 besch mer mengi Stund
 in Gfangeschaft und Heimweh
 fründli gmacht: 's sind Rüechli
 gfü sels mol. Es überkunt
 mi heiß. I sag der Dank und meh:
 Und wenn mer drüber
 endli i de Heimet sind,
 kunt du 's besch Plätzli über!
 Anderst wär's e Sünd.

Die Honorarforderung des Herrn Doktor Schaller

Eine Geschichte aus dem heimischen Bauernleben. Von Hans Brandes

Der alte Doktor Schaller im Flecken Kirchheim war ein merkwürdiger Kauz. Nicht nur, daß er als Junggeselle allerlei Sonderlichkeiten sich angewöhnt hatte, über die man im ganzen Bezirk gelacht hat, sondern er war auch, obwohl ein geschickter Arzt, mit wenig Menschenfreundlichkeit begabt, hatte für seine Patienten selten ein Wort des Trostes, wohl aber für viele eine tüchtige Portion beißender Ironie, die er mit einem wohlwollend sein sollenden Lächeln servierte.

Seine landauf, landab bekannte Gepflogenheit, für gewöhnlich den Patienten keine Rechnungen herauszuschreiben, hat ihn finanziell nicht in Verlegenheit gebracht. Er war Bahn- und Grenzarzt und hatte dafür ein bestimmtes Einkommen. Freilich, ihm unbekanntem Leuten, die in seine Sprechstunde kamen, nahm er das Honorar gleich ab, und diese Einnahmen genügten, seine äußerst geringen Lebensansprüche zu befriedigen. So ließ er seine Forderungen an bezirksansässige Patien-

ten, die er in ihren Heimwesen besucht hatte, ruhig unangefordert in seiner primitiven Buchführung stehen. Drängte ihn aber bei Sterbefällen das Nachlaßgericht zur Ausstellung einer Honorarrechnuna. so kam solche umgehend und dann meist nicht zu knapp.

Auch seine Notizen über Krankenbesuche machte er nur sehr allgemein, und die heutige Zeit, da die Verjährung geltend gemacht werden kann und die Krankenversicherungen und -kassen spezifizierte ärztliche Aufstellungen verlangen, hätte ihn in schwere Verlegenheit gebracht.

Wenn ihn aber ein Bauer oder sonstwer geärgert hatte, schickte er ihm gleich andern Tages eine gepfefferte Rechnung, und er gab selten einmal lutz, bevor sie beglichen war.

Also da hatte zu Ralthausen, fast zwei Stunden von Kirchheim entfernt, die Nanni Bornhäuser, eine 75jährige Ledige, Heimgatrecht im Hause des Ignaz Schindler. Sie bewohnte ein Hinterstübchen, das ihr der Vater, als er den Hof an den Schindlernazi verkaufte, für Lebenszeiten vorbehalten hatte. Sie war nur entfernt verwandt mit den Besitzernleuten des Hauses, aber das ist ihre Heimat gewesen, und seit zehn Jahren nahm sie sogar am Familienfeste teil, bezahlte dafür, wie sich's gehörte, half im Hause das und jenes mit und hütete die Kinder. Und der Schindlernazi hatte drum von der „Nannibase“, die auch sonst nicht geizig und ungerade war, etliche Vorteile, so daß es im Hause der allgemeine Wunsch war, der liebe Gott möge sie noch lange am Leben erhalten.

Als nun einmal im Winter die alte Nanni, die von Geburt aus einen kurzen Fuß hatte, die Kirchenstafel herabging, die etwas vereist war, glitt sie aus und stürzte so unglücklich, daß sie einen Arm und mehrere Rippen brach. Da mußte der Doktor Schaller kommen, mit seiner Kunst den Schaden zu beheben, und als sich dann noch eine schwere Rippenfellentzündung dazu einstellte, gab's viele Arztbesuche. Aber die alte Nannibase hing mit Zähigkeit am Leben, und so geschah es, daß sie trotz ihres ziemlichen Alters wieder kerngesund ward.

Wie der Doktor zum letztenmal da gewesen war, machte er abends in ein altes, dickes Schreibheft unter den Eintrag: „Ralthausen, Haus Nummer 73, Schindlernazi“, zu den schon vorhandenen zwei Duzend Strichen noch einen weiteren und schrieb darunter: 300 Mark.

Das war des Herrn Doktor Schallers ganze Buchführung. Er hatte sich nicht einmal darum bekümmert, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die alte Patientin zur Familie des Ignaz Schindler stand.

Das Nannibäse lebte nach der Genesung weiter wie vorher, und es änderte sich gar nichts, als daß die Kinder heranwuchsen und das alte Weiblein einigemal fragte, ob denn der Doktor die Rechnung noch nicht geschickt habe.

„Laßt nur, Nanni“, tröstete der Schindlernazi, „solang er nit schickt, will er kein Geld von Euch, und Ihr könnt's ruhig auf Zins stehen lassen.“

Nun hatte die Nanni einen Bruder, der hatte sich nach Holzhofen hinüber verheiratet gehabt und war schon etliche Jahre tot; von ihm lebten zwei Kinder, das waren der Bachhaldenbur und die Krämerin Josephine Merker, schon Witwe. Zu beiden war also die Nanni die richtige Tante, aber sie bekümmerten sich nicht viel um sie. Die Erbschaft könne ihnen ja nicht verloren gehen, meinten sie, denn sie beide wären ja die nächsten und eigentlich einzigen Verwandten.

Mit den Jahren ist die Nanni Bornhäuser doch hinfällig geworden. Sie war jetzt 82 Jahre, und man merkte, jetzt kam die Alterschwäche. Einmal, es war im Mai, konnte die Nanni nicht mehr am gemeinsamen Essen teilnehmen, sie wollte nur zweimal am Tage ein gutes Milchsupplein haben, und das brachte die Marei, was des Schindlernazi Älteste und jetzt dreiundzwanzig alt war, ihr jedesmal ins Hinterstübchen. Und als es gegen Christi Himmelfahrt zuging, sprach die Alte eines Abends zur Marei: „Maidle, jetzt, glaub ich, geht's zum Sterben, und so arg z'früh ist's ja nit. Drum geh und hol mir den Herrn Pfarrer. Das Supple kannst selber essen, ich hab keine rechte Lust mehr dazu.“

Am nächsten Morgen, als draußen im Hof die Hühner ihr Frühgackern vernehmen ließen, ist die Base dann selig im Herrn entschlafen.

Man hat die beiden Verwandten in Holzhofen benachrichtigt, und noch am Nachmittag ist die Krämerin gekommen, um nachzuschauen, was es zu erben gäbe. Und wie sie nun in gewinnstüchtiger Emsigkeit alle Winkel des kleinen Stübchens durchstöberte, während die Tote noch unter dem weißen Linnen auf dem Sterbebette lag, da fiel ihr ein verschlossener Briefumschlag in die Hände, der die Aufschrift



... und die Unterschrift ist echt."

trug: „Mein, der Nanni Bornhäuser, letzter Wille, und ist dieses erst nach meiner Beerdigung vor dem Bürgermeister zu öffnen.“

Ob dieses Fundes machte die Krämerin ein bißel ein langes Gesicht. Zu was brauchte die Nanni ein Nachlassschreiben, wo doch ihre ganze Hinterlassenschaft den zwei nächsten Verwandten gesetzmäßig zufallen mußte? Ob die etwas schrullige Alte ihr Geld am Ende dem Kirchenfonds oder einem Spital vermacht hat?

Aber wie ihr auch die Gedanken durch den Kopf gingen, es blieb ihr doch kein Ausweg. Sie rief den Schindlernazi herbei, zeigte ihm den Umschlag und sagte: „Geh, trag das Ding da aufs Rathhaus. Ich muß wieder heim in meinen Laden. Zur Leich bin ich rechtzeitig da.“

Gleich nach der Beerdigung und dem Opfer versammelten sich die verwandten Teilnehmer in der Raltheuser Ratsstube. Die Krämerin war etwas unruhig. Hoffentlich hat ihr die Nanni das große Wiesenstück zugeschrieben, das der Schindlernazi seither in Pacht gehabt hat, und nicht dem Bruder, dem Bachhaldenbur. Denn man sprach seit Jahren davon, daß dieses Grundstück den geeignetsten Bauplatz für eine neue Kirche geben würde. Da ließe sich was dabei verdienen.

Endlich rückte der Bürgermeister die Brille auf seiner Nase zurecht und ergriff das Falzbein, um den Umschlag zu öffnen. Dann faltete er den Bogen auseinander und las laut vor.

Da gab's ein Oho und Wispern und ein Entrüstettun. Denn der letzte Wille der Nanni war anders, als es sich die Krämerin und der Bachhaldenbur gedacht hatten.

Das Vermögen hatte die Nanni selber auf 4600 Mark angegeben. Davon sollten erhalten der Armenfonds 500 Mark, zahlbar ohne jeden Abzug, 500 Mark die Marei Schindler als Dank für die treue Wartung in gesunden und kranken Tagen; von den übrigen acht Kindern des Ignaz Schindler sollte jedes 100 Mark bekommen, die Wiese dürfe er selber zu eigen behalten für vieljährige gute Kameradschaft im Hause. Der etwa 2000 Mark betragende Rest der Hinterlassenschaft habe zu gleichen Teilen der nächsten Verwandtschaft zuzufallen.

Da gab's ziemlich langgezogene Gesichter.

„Jest“, sagte der Bürgermeister und sah die Anwesenden der Reihe nach an, wobei ein kaum merkliches Lächeln der Befriedigung seinen hartlosen Mund umspielte, „muß man halt den Schindlernazi holen lassen und seine Kinder.“

„Bürgermeister“, fuhr die Krämerin giftig auf, „ist das Testament gültig?“

„Warum soll's nit? Ist alles richtig geschrieben, und die Unterschrift ist echt.“

Da wettete die Krämerin ihrer Verwandtschaft zu: „Unerhört ist das. Der Schindlernazi, der Hungerleider, soll das große, schöne Wiesenstück bekommen? Und

seine Marei die 500 Mark und die andern Kinder das viele, schöne Geld? Wenn so eins recht ist! Erschlichen hat er's, der Nazi, der Tropf, und das ist wahr!"

Der Bürgermeister sah die empörte Sprecherin über die Brille hinweg verweisend an. „Krämerin, Ihr seid da in einer Amtsstub, und wenn Ihr hierinnen so was über den Ignaz Schindler sagt, so müßt Ihr's beweisen können.“

„Tät am End nit schwer fallen, gar nit schwer, denk' ich“, zischelte die Frau zornig.

„So müßt Ihr's tun, wenn er da ist und Euch Red und Antwort stehen kann; vorher will ich nir mehr hören.“

Item, der Schindler, die Marei und die übrigen Kinder kamen. Als sie vernahmen, wie sie bedacht seien, sahen sie sich lächelnd an, als wollten sie sagen: „Drum ist die Nannibase im Sterben nicht anders gewesen wie im Leben.“ Der Bürgermeister ließ vom Ratschreiber ein Protokoll aufsetzen. Die Krämerin wütete zwar, man müsse das Testament anfechten, und auch ihr Bruder, der Bachhaldenbur, ließ ein paar verärgerte und boshafte Redensarten fallen. Der Bürgermeister erklärte den Unzufriedenen jedoch, es stünde ihnen wohl das Recht zu, den hier niedergeschriebenen letzten Willen anzufechten, aber das müsse vor dem Amtsgericht geschehen und nicht hier. Und jetzt sei die Amtshandlung beendet.

Da schoß die Krämerin gruflos hinaus; ihre Verwandten folgten fast ebenso. Nur der Toni, Sohn des Bachhaldenburen, trat auf die Marei zu, bot ihr die Hand und sagte: „Maidle, ich wünsch dir Glück und das von Herzen!“

Zur Testamentsanfechtung aber haben die von Holzhofen drüben doch den Mut nicht gefunden, und in ganz Kalthausen freute man sich des gerechten Ausgangs der Sache und wünschte der Nannibase die ewige Ruhe.

Das war im Mai geschehen, und der Doktor Schaller in Kirchheim hat das gar nicht erfahren, sonst hätte er gleich seine Forderung aufgestellt. Doch nur wenige Wochen nachher starb er selber eines ganz schnellen Todes, ohne daß es ihm möglich

gewesen wäre, über seinen Nachlaß nähere Bestimmungen zu treffen.

Seine Erben übergaben nun das dicke Heft einem Rechtsagenten in der Amtsstadt und beauftragten ihn, alle Außenstände des Doktors aufzustellen und einzutreiben. Da geschah es drum, daß eines Tages die Post dem Ignaz Schindler, Haus Nummer 73 in Kalthausen, einen Brief zustellte, der nur die lakonische Aufforderung enthielt: „Sie haben an die gesetzlichen Erben des verstorbenen Doktor Schaller für ärztliche Behandlung zu zahlen: 300 Mark.“

Der Schindlernazi wußte, daß dies die Doktorrechnung für die Nanni Bornhäuser war. Aber deren Name stand gar nicht dabei, nur der seine. Das war dem Ignaz Schindler unbegreiflich, und er ging nach der Amtsstadt, wo der Rechtsagent wohnte. Der zeigte ihm den Eintrag in des verstorbenen Doktors Aufzeichnungsheft und zuckte die Achseln.

„Ich kann die Rechnung nicht auf einen andern Namen ausstellen, als auf den, der im Heft steht. Wenn die von Doktor Schaller behandelte Patientin inzwischen verstorben ist, so könnte sie die Rechnung ja doch nicht mehr bezahlen, Ihr müßt Euch also mit den Erben auseinandersetzen und deren Anteil unter Umständen einklagen. Wir aber halten uns nur an Sie.“

Der Ignaz Schindler sah das alles ein, und nicht ganz freudig ging er nach Hause.

Er überlegte: Der Armenfond braucht an der Doktorrechnung nichts bezahlen, denn er mußte nach ausdrücklicher Bestimmung seine 500 Mark ohne jeden Abzug bekommen. Das Erbgeld seiner Kinder beträgt 1300 Mark, und rechnet man die Wiese mit 1000 Mark, wie sie gemeinderätlich geschätzt ist, so hat er, der Schindlernazi, 2300 Mark erhalten, die Verwandten in Holzhofen nur 2000. Folglich muß er den größeren Teil an den 300 Mark der Doktorrechnung bestreiten. Wie ist da das Verhältnis? Ein kurzes Rechenexempel ergab 160 Mark für ihn, 140 für die Holzhofener.

Daheim beredete er die Sache mit seinen Leuten. Er werde dem Rechtsagenten 160

Mark schicken und dem Bachhaldenbur sowie der Krämerin mitteilen, daß jedes 70 Mark abzuschicken habe.

Von der Familie war allein die Marei nicht einverstanden. „Laßt das doch, Vater“, bat sie, „wir sind ja gar nicht erberechtigt gewesen und haben doch von der Nannibase, Gott hab sie selig, mehr bekommen, als ihre Verwandten zusammen. Zieht die 140 Mark an meinem Erbteil ab und zahlt die Doktorrechnung ganz.“

„Nix da“, meinte der Vater und wurde schon ein wenig heftig. Er war sonst ein gemüthlicher Mensch, aber wenn es um Geldsachen ging, da konnte er sich leicht erhitzen. „Der Bachhaldenbur hat drei Kinder und ist sonst ein vermöglicher Mann, und seine Schwester, die Krämerin, rackert nur für ihre beiden Töchter zusammen, die ohnehin gut verheiratet sind; bei mir aber sitzen neun Kinder am Tisch, und was ich hab, trifft für jedes nit viel. Tüt mir grad noch fehlen, daß ich den Holzhofenern die 140 Mark schenk!“

Also schickte er dem Bachhaldenbur und der Krämerin die besagte Aufforderung. Der erstere gab gar keine Antwort, und die Krämerin ließ ihm einen saugroben Brief schreiben, in dem allerhand gesagt, das Wort Erbschleicher zwar nicht genannt, aber geschickt umschrieben war. Da ärgerte sich der Schindlernazi nicht wenig, und als ihm nach einigen Wochen der Rechtsagent einen eingeschriebenen Brief schickte mit der Drohung, er werde ihn verklagen, wenn die fehlende Summe nicht innerhalb acht Tagen zur Stelle sei, und mit den beiden Personen von Holzhofen habe er gar nichts zu tun, da nahm der Schindler sich vor, der Sache ihren Lauf zu lassen in der Überzeugung, daß er im Rechte sei.

Richtig, in sechs Wochen hatte er eine Privatklage wegen unterlassener Zahlung von 140 Mark am Bein, und nun ließ er es auch zur Verhandlung kommen.

Der Marei war das sehr leid, denn seit die Nannitante beerdigt war, ist der Sohn des Bachhaldenburen, der Toni, öfters von Holzhofen nach Kalthausen ge-

kommen und hatte sich in der Nähe der Schindlerschen Wohnung sehen lassen.

Die Marei mußte keine echte Evas-tochter gewesen sein, wenn sie dies nicht zu ihren Gunsten gedeutet hätte. Aber zusammenkommen konnten die jungen Leute nur sehr wenig, da sich der Bürsche bei der zugespitzten Lage nicht getraute, ins Elternhaus des Mädchens zu gehen, oder sich sonst öffentlich mit der Marei sehen zu lassen.

Wie der Ignaz Schindler vor Gericht stand, hatte er zwei Zeugen bestellt, welche eidlich ausagen konnten, daß ihres Wissens aus der Familie des Ignaz Schindler niemand seit langen Jahren den Arzt gebraucht hatte, wohl aber die alte Nanni vor sieben Jahren die Kirchensattel herabgefallen und auf den Tod krank geworden sei. Der Doktor Schaller wäre damals viele Mal mit seinem Viktoriawägelchen beim Hause Schindlers vorgefahren. Jetzt erkannte das Gericht, daß der Eintrag in der Buchführung des Doktors zweifelsohne dem alten Fräulein Bornhäuser gelte, aber trotzdem könne es nicht anders, als den Ignaz Schindler zur Zahlung auch der restlichen 140 Mark zu verurteilen, weil der Eintrag eben auf seinen Namen laute. Es sei aber dem Beklagten anheimgegeben, seine berechtigten Ansprüche auf teilweisen Rückerfaz der Arztkosten auf dem Wege der Privatklage gegen die Miterben geltend zu machen. Der Spaz verursachte dem Schindlernazi 80 Mark Kosten, und in seinem Ärger hierüber beauftragte er gleich einen Rechtsanwalt, gegen den Bachhaldenbur und die Krämerin Klage auf Ersaz von 220 Mark zu erheben.

Es war schon Herbst geworden, und das gelbe Laub der Bäume fiel vom Geäste. Da fand vor dem Schöffengericht die Verhandlung über die Ersazklage statt. Der Bachhaldenbur war allein erschienen, seine Schwester hatte ihm Vollmacht gegeben.

Da gab's vor dem Richtertisch ein unliebfames Vorkommnis. Der Bachhaldenbur hatte in seiner Vernehmung gesagt, der Ignaz Schindler sei nur ganz

entfernt mit der Nanni Bornhäuser verwandt gewesen und diese hätte gar keine Veranlassung gehabt, ihn und seine Familie den eigentlichen Verwandten vorzuziehen, wenn sie nicht bearbeitet worden wäre.

„Bearbeitet?“ fuhr der Schindler auf.
„Was meinst du damit?“

Der Bachhaldenbur sagte mit Schärfe: „Bei uns in Hozhofen sagt man, wenn so eins vorkommt, es sei Erbschleicherei.“

„Was? Das sagst noch einmal!“
„Warum nit, wenn dir's Spaß macht: Erbschleicherei heißt man so eins.“

Dieses Wort — hatte ihm nicht der Ratschreiber gesagt, daß die Krämerin es als ihn angehend gebraucht? —, benahm dem sonst nicht gerade unbedachtamen Schindlernazi alle Besinnung. Er sprang den Bachhaldenbur an und versetzte ihm einen Schlag unter das Kinn, daß der Betroffene zurücktaumelte und sich setzen mußte; aus Mund und Nase schoß ihm das Blut.

Die Richter waren aufgesprungen, der Saaldiener hielt den renitent gewordenen Kläger fest, und die Verteidiger bemühten sich um den nach Atem ringenden Bachhaldenbur. Jetzt zog sich das Gericht augenblicklich zurück. Als Amtsrichter und Schöffen wieder in den Saal kamen, verkündete ersterer den Spruch: „Ignaz Schindler von Kalthausen wird wegen grober Angebühr vor Gericht zu drei Tagen Haft verurteilt. Er ist sofort abzuführen. Die Verhandlung wird abgebrochen und auf Kosten des Klägers bis auf weiteres vertagt.“

Das war ein schwerer Schlag für den Schindler und seine Leute, und als er heimkam, schämte er sich so sehr, daß er wochenlang nicht unter die Leute ging.

Da gab die Marei mit schwerem Herzen alle Hoffnung auf, die sie in bezug auf den Toni gehegt hatte. Und in der weiteren Gerichtsverhandlung, zu der nur die beiden Verteidiger erschienen waren, wurde entschieden, daß dem Ignaz Schindler die restlichen Arztkosten zu ersetzen wären, auch alle Auslagen der Vorverhandlungen, die des letzten Ge-

richtsbeschlusses aber mußte er selber tragen.

Wenn je noch ein Verbindungsfaden zwischen Kalthausen und Holzhofen bestand, so war er jetzt endgültig abgerissen, und auch der Toni setzte seine Beziehungen zur Marei außer Kurs mit der Begründung: „Wenn der Vater der Marei so einer ist, mag ich ohnehin nit sein Schwiegersohn werden.“

Da grämte sich die Marei sehr, denn sie war dem Toni von Herzen gut.

Aber das Schicksal und das Gewissen vermögen auch zerrissene Fäden wieder zusammenzuknüpfen.

Zwei Jahre waren vergangen. Da wurde zu Burgelfingen, einem Orte, der zwischen der Bahnstation und Kalthausen liegt, eine Hochzeit gefeiert. Der Brautvater war ein Regimentskamerad zum Bachhaldenbur, mit dem er immer seit der Militärzeit treue Freundschaft gehalten. Jetzt ward dieser zur Hochzeit geladen. Fuhr auch auf seinem Bennetwägelchen und mit einem jungen, erst seit Spätjahr im Zug stehenden Gaul nach Burgelfingen und war dort recht lustig.

Es ging gegen Fastnacht, und als der Bachhaldenbur eine Stunde vor Mitternacht die Heimfahrt begann, war es erstens sehr kalt, ohne daß viel Schnee lag, zweitens hatte ihm der Hochzeitswein ordentlich zugesetzt. Er mußte seinen Weg über Kalthausen nehmen.

Wie er so etwas dösig dahinfuhr, gab's ein Unglück. Ein Rudel Wildschweine setzte über die Straße, und sein Pferd wurde dadurch scheu; es bäumte sich auf und raste dann im Galopp weiter. Schlimmerweise hatte der Fuhrmann die Zügel verloren. Bei einer Wegbiegung stieß das Gefährt an einen Straßenstein, und durch den Anprall wurde der Insasse herausgeschleudert.

Das Pferd rannte mit dem Bennetwägelchen weiter, bis dieses durch einen erneuten Anprall in Trümmer ging und das Tier mit dem Wagenrest in einen Waldweg hineinrannte und dort zitternd stehen blieb.

Eine Viertelstunde später kam ein

Mann des Weges daher. Er war mit dem letzten Zuge angekommen und machte nun den halbstündigen Marsch in sein heimatliches Dorf Kalthausen.

Der sah auf dem Wege einen bewußtlosen Menschen mit blutüberströmtem Kopfe liegen, leuchtete ihm ins Gesicht und fuhr zurück: „Der Bachhaldenbur! Und tot ist er. Was ist da passiert? — Hat dich endlich dein Schicksal erreicht? — Weißt noch, wie du mich einen Erbschleicher g'heißen hast? Das mußt jetzt verantworten vor dem ewigen Richter.“ Dann schritt der Ignaz Schindler seines



Der Nazi überlegte, wie da am besten zu helfen sei.

Weges weiter. „Ich will es drin im Dorf vermelden; dann soll der Bürgermeister den Bachhaldenbur holen lassen.“

Doch mit einem Male kam es über ihn: „Halt! Hast jetzt als Christenmensch gehandelt? Weißt ja gar nicht, ob der Bachhaldenbur tot ist oder nur ohnmächtig. Mußt dich doch um deinen Nächsten annehmen, und wäre er auch dein Feind. Und wenn es Drinnen im Dorf sagt, es liegt ja alles im Schlaf, und bis sie herauskommen, kann mehr als eine Stunde vergehen. Wenn jetzt noch Leben in ihm wäre, bis in einer halben Stunde kann er bei dieser Kälte erfroren sein. Denkst nicht an den barmherzigen Samariter in der Bibel?“

Da hielt der Ignaz Schindler im Weitergehen inne. Und schon ließ sich

die Stimme in seiner Brust weiterhin vernehmen: „Wer seinem Feinde Gutes tut, der zeigt den größten Edelmut.“ Da wandte er sich und ging eilenden Schrittes zurück. Hielt dem Daliegenden ein brennendes Streichholz vor den halbgeöffneten Mund. Es fladerte leise. Da wußte der Schindlernazi, daß noch nicht alles Leben aus dem Körper entflohen sei.

Mit einem Male war aller Groll geschieden, der Nazi überlegte, wie da am besten zu helfen sei.

Schnellen Entschlusses nahm er den Bewußtlosen auf seinen Rücken und schleppte sich mit der schweren Last ins Dorf — und in sein Haus. Dort betteten sie den Bachhaldenbur in das Hinterstübchen, das die Nanni die halbe Zeit ihres Lebens bewohnt hatte.

In der Morgenfrühe des andern Tages kam der Arzt angefahren, der Nachfolger Doktor Schallers. „Schwerer Schädelbruch zufolge eines Sturzes. Lebensgefahr besteht“, war seine Diagnose.

Drei Tage lang lag der Bachhaldenbur bewußtlos. Da öffnete er die Augen.

Es war gerade niemand im Hinterstübchen. Da sah sich der Bachhaldenbur verwundert im Raume um. Seine Gedanken wollten gar nicht zur Ordnung kommen. Wo befand er sich? War das nicht das Stüblein der Nannibase? Oder täuschte er sich? Wenn nicht, wie kam er daher?

Nach einer Zeit kam die Marei herein. Ein freudiges Erschrecken lief über ihr Gesicht. „Ihr seid wach, Bachhaldenbur? Wie fühlt Ihr Euch?“

Der Verunglückte bewegte die Lippen, aber er gab keine Antwort. Wandte jedoch den noch irren Blick nicht von dem Mädchen ab.

Da lief dieses hinaus in den Hof, wo der Vater mit dem Toni sich besprach. Gleich darauf traten alle drei vor das Krankenbett, aus dem zwei Augen sie groß musterten.

Der Toni berichtete in kurzen Worten von dem Unglücksfall und von der Hilfeleistung des Schindlernazi. Ein Lächeln

der Zufriedenheit huschte über des Bachhaldenburen Gesicht. Wieder bewegte er die Lippen und wieder kam kein Laut aus seinem Munde. Jetzt merkten sie, daß er nicht mehr reden konnte. Dem Toni aber kam es vor, daß er selber jetzt reden müsse und daß es höchste Zeit dazu sei. Er nahm die Marei bei der Hand. „Vater! Verstehst Ihr mich? Die Marei und ich haben uns gern, und wir möchten ein Paar werden.“

Der Buur nickte und bewegte ein wenig seine Rechte, als ob er sie den Zweien reichen wolle, aber er wandte dann seinen Kopf zur Seite und war bald wieder in Ohnmacht gefallen.

Es gab daraus kein Erwachen mehr.

Aber nicht viel mehr als ein halbes Jahr später ist die Marei als junge Bachhaldenbüre nach Holzhofen gezogen, und das Testament der Nannibase hat ein glückliches Familienleben begründet.

Der freche Knecht

Von Karl Berner

's isch im Chrieg gsi, sellemols, wo me allewii Hunger gha het. Denket numme an d' Rüebe! Me het si z'letscht au im Chopf gspürt. Suurchrut het's friili au no gee, aber kei Speck derzue. Mengge Dickfack het sy Buuch verlore, un z'letscht isch numme 's leer Fueteral übrig blibe. E Huen, wo Eier glait het, isch sellemols höher im Priis gstande as der dütsch Adler.

Rei Wunder, aß im Professor Holzer sy Frau uf Wimpflige g'reist isch. Das isch so zuegange: D' Frau Betsch vo Wimpflige het in ihre ledige Johre z' Fryb'rg by der Frau Holzer dient und het's guet gha by n ere. Drum het si der Frau Holzer sage lo, si soll uf Wimpflige cho; dört haig me no Milch un Eier. D' Frau Holzer het glii uspackt. Wo si uf Wimpflige cho isch, isch der Betsch nümme dört gsi; er het müesse iirude. Drum het d' Frau Betsch e Chnecht müesse ha, un das isch e saugrobe Kerli gsi. Er het emol der Chue der Melchshübel ans Bei bohlt, un wo d' Frau Betsch ufbegehrt het, het er briellt: „Soll i nonemol bohle?“ Was het d' Frau Betsch mache welle? D' Mannslüt sin rar gsi sellemols, und gschafft het der Chnecht, sell isch wohr. Aber d' Frau Professor isch em uusweg gange und het ibri Milch nit im Stall trunke.

Wo der Chrieg scho lang verbei gsi isch, stoht emol der Professor Holzer am Fenster und luegt, wie si dunte uf'm Linde-

platz der Altar uffchlön für d' Fronleichnamspozession. Do chunnt 's Bäbeli iine un sait: „Vadder, d' Frau Betsch isch do; si will d' Prozession aluege, un 's isch no ne Buur derbii. I ha si in die besseri Stube g'füert.“ Un wil d' Frau Holzer grad furt gsi isch, goht der Professor in die besseri Stube un sait der Frau Betsch guete Tag und im Buur au. Si schwäze vom Wetter, vo de Grumbire, vo der Fronleichnamspozession . . . un wil im Professor z'letscht nit meh iigfalle isch, frogt er: „Was macht au selle freche Chnecht?“ „Do sikt er“, sait d' Büürene, „'s isch jeh my Ma.“ Chuun het si's gsait, se chunnt 's Bäbeli iine mit'm Raffibrett. Dunderschieß, denkt der Professor, wenn's numme nit vom Chnecht afangt! Richtig, wo's der Raffi uf der Tisch stellt, frogt's grad wie sy Vadder: „Was macht au selle freche Chnecht?“ Der Professor het e rote Chopf übercho, aber d' Wimpfliger nit. Der Buur het numme glächlet un sy Frau het gsait: „Lose Si, i will Ene jeh verzelle, wie's gangen isch. Der Betsch, my Ma selig, isch nümme heimcho; er isch im Chrieg gfall. Was han i mache welle? Uf der Hof ghört e Buur. Do han i halt der Chnecht ghürotet. Er isch jeh nümme so ungattig, un worum? Er het au müesse iirude, un in Rußland isch er zahm worde.“

„De hesch au derzue ghulfe“, sait der Buur. Er lacht un tunkt sy Ankewedli in Raffi.